

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

26.6.1927 (No. 26)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 26



26. Juni 1927

Goethe und Kant.

Eine Buchanzeige durch Dr. Emil Kast.

Politisch-wirtschaftliche Umwälzungen bringen es mit sich, daß der geistige Mensch gesicherte Normen der Daseinsgestaltung als fragwürdig zu empfinden beginnt. Und hat erst einmal das Fragen sich erhoben, so ist die Umwertung nicht weit. Von den durchaus Beharrenden wird solche Einstellung gern als neuerungsflüchtige Originalitätswut oder — schlimmer und gefährlicher — als Pietätlosigkeit und mangelnde Ehrfurcht gebrandmarkt. Diese Leute sehen unter den notwendig radikalen und polemisch austrumpfenden Gebärden nicht die zehrenden Mäie einer jüngeren Generation, von denen doch zu hoffen wäre, daß sie ehemals auch die der jetzt Entrüsteten waren, ansonst man diese für oberflächlich oder sehr schwerfälligen Geistes von Anfang an halten müßte. Neben andern ist es vorzüglich der große Konrad Burdach, der in unsern Tagen im Begriff „Renaissance“ nicht nur die Wiedererweckung alten Stoffes, sondern die Selbstumgestaltung des aktuellen Menschen, das „Metanewite“, das „Gebet in die Zukunft“ als Zeitforderung betont wissen will. Solche Umwälzung aber läßt den Menschen unserer Epoche bewußter wahrscheinlich als den früherer Jahre immer erneut wertend zu den Gütern und Persönlichkeiten Stellung nehmen, die als unumstößliche Elemente im Aufbau bisheriger Bildung gegolten haben. Jede Generation sieht anders und auf ganz eigene Weise das historische Gegebene, weil jede nur sieht, was sie sich not glaubt und was sie sehen will. Man hat mit gutem Grund den Glauben an die sogenannte Objektivität der Wissenschaft aufgegeben, denn er bedeutete — was seinen Bekennern nur nicht als letzte Folgerung zum Bewußtsein gekommen zu sein scheint — die Seligpreisung der Langeweile oder Feigheit. Wir wollen heute in jeder Manifestation auch wissenschaftlicher Natur die menschliche Persönlichkeit samt allen ihren Eigenwilligkeiten spüren, wie ja auch die Verstärker der Objektivität belächelnswerterweise die einzig ihrem Ideal entsprechende Form der Alten- bzw. Quellenlektüre als langweilig und zeitraubend ablehnen. Daß alles, was wider den alten Glauben des vortragenden Subjekts verstößt, natürlich abzulehnt ist und durch die vielbefehdete Relativität der Wahrheit, Sachlichkeit und Moral keinen Freibrief erhält, ist so selbstverständlich, daß darüber keine Worte sollten verwendet werden. Der Deutsche ist zu leicht geneigt, Irrtümer moralisch auszuschlachten. Wir haben das an konkreten Beispielen in den letzten Jahren und Jahrzehnten erlebt. Wie sehr ist das neue (für den Kundigen und Jahrezehnten erlebt. Wie sehr ist das neue (für den Kundigen überdies nicht so unerhört neue) Goethebild Gundolfs von der Reichshauspartei — um es summarisch zu sagen — verlästert worden. Noch wieviel mehr hat Ernst Bertram's Theorie von der wissenschaftlichen Legende in der Vorrede seines Nießchebuchs heftigste aufgeschrien. Eigenbrödelerei, Ueberheblichkeit war das Geringsste, was diesen Führern und der Gefolgschaft nachgesagt wurde. Weil diese Bücher eine intime Kenntnis ihres Gegenstandes bereits voraussetzten und eine Gängelei nach stoffhuberischer Leitfadensweise allerdings unter ihrer Würde hielten, dabei aber den Mut zu neuer und selbständiger Haltung bewiesen, galten sie als unverständlich. Wenn man die Inhaltsangaben des Nießchebuchs oder der Bergerschen Schillerdarstellung, um zwei für viele zu nennen, innehat, mag man es wagen, ohne Originallektüre über die großen Gegenstände mitzureden. Wer sich so auf das Blatteis der Plünderung zeitgenössischer Monographien wagt, wird es bald haben büßen müssen; und die bestrafte Schuldrederei war denn auch beleidigt. Es ist durchaus nicht eine Eigenheit der lebenden Generation, ästhetische Reden zu führen, denn der Sport-

jugend der letzten zwanzig Jahre ist glücklicherweise nichts fremder als die Typen der höheren Tochter oder des schmachtlodigen Dichterjünglings; eher wird an neuer Sachlichkeit oder Nüchternheit ein bißchen zu viel getan auf Kosten des Geistigen.

So bitter es wäre — und ich will es Frau Dr. Gabriele Nabel gewiß nicht wünschen — es dürfte meiner Meinung nach doch als ein sehr hohes Lob angesprochen werden, erginge es ihrem nicht nur temperamentvollen, sondern auch mutigen und überaus kenntnisreichen zweibändigen Werk ähnlich, das sie bündig „Goethe und Kant“ nennt, wie es soeben im Selbstverlag der Verfasserin 1927 zu Wien in handlicher Ausstattung erschienen ist.

Die Konzeption des Werkes liegt in der kritischen Fragestellung gegenüber der communis opinio: Goethe und Kant seien die denkbar weitesten Gegenpole des deutschen Geisteslebens. Dabei unterfährt sich Gabriele Nabel nicht, die weitwichtigen Weltanschauungen dieser beiden Persönlichkeiten aufzubauen, sondern sie stellt einige kantische Grundprobleme dar und weist Goethes Stellungnahme zu diesen nach. Sie bedient sich eines außerordentlich interessanten und tatsächlich unerwartet ergiebigen methodischen Vorgehens: sie legt ihren Ausführungen die Kantexemplare der Goetheschen Privat- u. Handbibliothek des Weimarer Archivs zugrunde, die in spürbar lebhaften Unter- u. Randstrichen, sowie zustimmenden und fragenden Randbemerkungen weitgehende Schlüsse auf Goethes Ansichten zulassen. Es kommt der Verfasserin garnicht darauf an, nunmehr ein wüstes Sammelsurium einer angeblichen Uebereinstimmung aufzustellen, etwas aus dem Drang unbedingten anders Urteilens heraus gegenüber bisher üblichen Auffassungen. Sie hält sich lediglich — dieses lediglich allerdings führt zu sehr erstaunlichen und auslangenden Folgerungen — an die unmittelbaren Gegebenheiten, und dies überhaupt spreche ich als einen ganz besonderen Vorzug des sich gewiß fruchtbar auswirkenden Werkes an: wenn ihr auch die Analogien am Herzen liegen, die Dissonanzen überhört die Verfasserin keineswegs. Gabriele Nabel interpretiert eine Materialsammlung, deren einzelne Stücke sie uns in begrüßenswerter Vollständigkeit zur eigenen Benutzung vorlegt. Die kantischen Kritikenparagrafen gibt die Verfasserin in einer das Original etwas kürzenden, entschärfenden Sprachform des Reserates. Die Goethezitate sind teils in den Hauptteil des Buches eingearbeitet, teils in einem wegen seiner vielfältigen Verwendungsfähigkeit nicht genug zu rühmenden selbständigen Anhangsbändchen zusammengestellt, das als „Goethe über Kant“ nunmehr benutzt werden kann und sollte, wie Hans Gerhard Gräß unerschöpfbares Sammelwerk „Goethe über seine Dichtungen“.

Gabriele Nabel, um es deutlicher zu umreißen, will nicht die These von Goethes kantischer Schülerschaft aufstellen. Dieses Verhältnis hat Goethe überdies selbst behauptet in einem Gespräch zu Soret vom 17. Februar 1830. Frau Nabel will nur zeigen, welche Kapitel aus Kants Werken besonders dem Goetheschen Verständnis offenlagen, wo gedankliche Analogien bestanden, was er nach eigenen Worten „zu seinem Hausgebrauch gewann“, inwiefern er aus eigener Bestimmung verwandte Wege einschlug. — Möchte sich doch, nebenbei bemerkt, ein Mäzen finden, der eine vollständige Faksimilierung der Goetheschen Marginalien zu Kant für wissenschaftliche Zwecke finanziell ermöglichte, wie sie beilagsweise vielversprechend, aber ganz unzureichend angefügt ist. — Zuerst galt es, Kants Lehre zu referieren, dann Goethes Haltung

Ihr gegenüber darzutun. Es heißt das natürlich, an Goethe vorzüglich den Denker und Forscher herausheben, den gelehrten Menschen mit Gelehrten zu konfrontieren. Der Dichter spielt hier eine untergeordnete Rolle. Gabriele Rabel will zudem auch dem Leben unserer Generation dienen: weil diese nur eine Holzpuppe, einen pedantischen Begriffskontaminanten Kant, keinen universalen Menschen, nicht Goethes „herrlichen Kant“, seinen „höflichen Mann“ kenne. — Die Diktion des Rabelschen Werkes ist ganz vorzüglich: geistreich, oft witzig, immer voll Temperament. Es fehlt nicht an sehr interessanten Exkursen zur Kritik unserer Zeit (s. B. über die geistigen Dreistigkeiten der Steinerschen Anthroposophen, über Okkultismus u. s. f.).

Im einzelnen mag man auch auf Grund der mitgeteilten Materialien zu anderen Forschungsergebnissen gelangen. So kann ich mir sehr wohl eine ziemlich andere Wertung der Goethe-Schülerfreundschaft denken. Auch im Methodischen sollte bei künftigen Auflagen, an denen es gewiß nicht fehlen wird, mancherlei zurecht gerückt werden. Bei polemischen Auslassungen erfahren wir — grundsätzlich? — fast nie den Autor, der gerade befehdet wird. Die anhangsweise Exzerptsammlung aus der wissenschaftlichen Literatur über das Goethe-Kantproblem während der letzten Jahrzehnte müßte wohl erweitert werden. Ein bekanntes Goethezitat muß herichtigt werden wie folgt: „Und alles Drängen, alles Ringen (nicht: alles Dasten, alles Drängen) ist ewige Ruh in Gott dem Herrn“, vgl. Zahme Kenien VI, Ausgabe letzter Hand 1828, Band 3, Seite 372. Ferner verwechselt die Verfasserin beim Zitieren

II C 14 den malenden Nießcherhopsoden Ernst Gundolf mit seinem Bruder, dem ungleich bedeutungsvolleren Heidelberger Literaturhistoriker Friedrich Gundolf. Sie selbst scheint mir auch der Bedeutung Georg Simmels, über die sachlichen Ausstellungen hinaus, nicht ganz gerecht zu werden.

Aber wie dem auch mit Einzelheiten sei, als in einem Ganzen sehe ich in diesem unerhört fleißigen Buch einer im allerfeinsten Sinne gelehrten Frau einen Beitrag zu der Forschung über deutsche Geister, wie wirklich in langen Jahren nur wenige ebensolche aus Licht treten. Das Werk sollte nicht nur in den öffentlichen und Fachbibliotheken Eingang finden. Es ist eine Arbeit, die den Fachphilosophen, wie den Goetheverehrer ernstlich angeht, deren Anschaffung für jeden privaten Bücherschatz nachdrücklich zu befürworten gleicherweise Pflicht wie Vergnügen ist. Man darf auf das Echo in wissenschaftlichen Kreisen gespannt sein. Der Verfasserin gebührt uneingeschränkter Dank. Einige Wünsche als Ergebnis einer außerordentlich genussreichen Lektüre seien nicht verschwiegen: Dr. Gabriele Rabel möchte sich einmal entschließen, die auf Grund dieser so geistvoll interpretierten Materialsammlung nun einmal notwendige Gesamtdarstellung über die Beziehungen und Differenzen von Goethes und Kants Weltbild anzuarbeiten, und zum ändern uns durch eine kritische Darstellung etwa der Steinerschen Anthroposophie, ihrer Quellen und tragenden Persönlichkeiten zu verpflichten. Sie hat sich also die vielversprechende Kraft zu solchem Unternehmen erwiesen.

Mar Dreßler / Worin liegt der Zauber der archaischen Kunst?

Die wundervollen Kunstwerke im Vatikan stammen fast alle aus der Zeit der Hochblüte der griechischen Kunst, und als ich diese prächtigen Säle durchwanderte, fühlte ich mit Verwunderung, wie aus diesen schönen Figuren, die einst Windemanns und Goethes Entzücken waren, eine gewisse Kälte mich anströmte. Es waren Werke der Vollendung; sie sind fertig und leben ihr geschlossenes Leben für sich; sie scheinen uns zu sagen: Wir sind gesund und schön und vollendet; wir brauchen nichts, auch nicht deine Teilnahme. Das in sich Vollendete schließt alles von sich aus.

Wie anders war die Wirkung der verstreuten, selten vorhandenen sogenannten archaischen Kunstwerke, die ich in einem Saal des Konservatoren-Palastes, im Museo Papa Giuglio, im Thermenmuseum in dem berühmten Altar der Venus und anderswo erblickte. Diese Werke in ihrer Unvollendung rufen uns auf, fordern unsere Teilnahme, greifen uns ans Herz.

Woher kommt diese Wirkung? Man könnte denken, es ist die Wirkung des Jugendlichen, Unreifen, Unfertigen, das uns zum Mitleiden, Mithelfen auffordert, zu seiner weiteren Vollendung. Wie ja ein großer Reiz des Jugendlichen eben in der unendlichen Entwicklungsmöglichkeit, die wir ihm vorahnen, liegt, wogegen das Reife immer seine Bestimmtheit, Beschränkung, zeigen muß, den fertigen Abschluß, der Mitarbeit nicht verlangt, ja abweist, und der deshalb unser Mitleidfall zurückweist.

Im Jugendlichen die Unendlichkeit möglicher Zukunft und weiterer Ausbildungen, im Alter die Beschränktheit seiner fertigen, bestimmten Formen.

Was uns demnach an den archaischen jugendlichen Werken reizte, wäre die Aufrufung unserer vollendenden Phantasie; dagegen die fertige Beschränktheit des Reifens unser mitlebendes Gefühl ausschließt. Diese Antwort will mich nicht ganz befriedigen; denn die Wirkung der archaischen Kunstwerke ist unmittelbar und nicht auf unserer inneren Reflexion beruhend. Zu meiner Aufklärung wandte ich mich deshalb an Frauen, getreu dem Goetheschen Wort: Willst du genau erfahren . . . , so frage nur bei edlen Frauen an.

Die erste, große Kunstkennerin antwortete ohne Bedenken sofort: Es ist die Anmut, die uns bezaubert. Ganz gewiß — aber die reifen Figuren entbehren doch wahrlich nicht der Anmut, die sie sogar vielleicht in noch höherem Grade besitzen, während im Archaischen doch eher eine gewisse Herbheit vorwaltet.

Eine zweite, sehr tiefe Frau antwortete mir schriftlich: Ein Reiz liegt in dem freien Spiel der Phantasie, die sich an einem Unfertigen gewissermaßen künstlerisch, schöpferisch betätigen kann, ganz im Unbewußten natürlich. Wesentlich scheint mir die Unmittelbarkeit und Naivität; es ist die Wahrhaftigkeit, die selbstvergessene reine Hingabe an das zu Bildende und darüber hinaus ans Uebermenschliche, dieses unaussprechliche, undefinierbare Etwas, das ein Künstlerwerk erst zum wahren Kunstwerk im höchsten

sten Sinne macht. Das liegt natürlich auch in den Meisterwerken der vollendeten Form drin, aber nicht so unverhüllt, und ist dort leicht wie von einem Schleier durch Bewußtheit, Berechnung, Routine, Selbstgefälligkeit überdeckt. Und endlich: Das Hinanzwollen der jungen Kunst fast über das Erreichbare, das unbegrenzte Sehnen nach dem Unerfüllbaren, Unbeschränkten, sagen wir, nach dem Göttlichen, im Gegensatz zu dem formvollendeten Kunstwerk, wo die Erfüllung, das Ziel schon in ihm selbst ruht, das ergreift den besonders, der eine sehnstüchtige Seele hat.

Endlich die dritte, eine junge Dame der Gesellschaft, sagte: Es ist das Persönliche, das uns bezaubert, gegenüber dem Schematischen der reifen Kunst.

Das scheint mir in ihrer Kürze die Klarste, auflösende Antwort zu sein.

Die reife Kunst hat ein zwingendes, allgemein herrschendes Schema in sich, eine Schablone, der sie sich nicht entziehen kann, einen Gedanken, Begriff also, der alles beherrscht. Dieses Schema ist zur Zeit der archaischen Kunst noch nicht ausgebildet, der einzelne Künstler steht noch auf sich selbst, seiner Persönlichkeit, nicht auf dem Standpunkt eines allgemein herrschenden gebildeten Schemas. Er ist auf sich, auf seine Person, ihr Glück und ihre Gaben angewiesen. Wir sehen und erleben mit ein Ringen des persönlichen Geistes um eine hohe Kunst, ein Ringen, das auch später wieder einsetzt in Michel Angelo, der aus persönlicher Kraft die Schranken der geltenden Kunst durchbricht, etwas von dem Geist, der auch in dem berühmten Torso des Herakles im Vatikan zu fühlen ist und uns ergreift. Das unvollendet persönliche Wollen und Schaffen gegenüber dem allgemein bindenden Gesetz der Vollendung scheint mir wesentlich das zu sein, was den Zauber der archaischen Kunst ausmacht.

Diese letzte ausgesprochene Ansicht wurde mir noch durch eine vierte Frau brieflich bestätigt durch die Worte: Ich glaube, daß diese früheste Kunst ergreift weil in ihr wenig Nachahmung und ein unmittelbarer und fast hilflos machtvolles Eindringen zugrunde liegt — kein Hörensagen und Formalität, wie es uns in all unserer modernen Kunst anwidert.

Ich sage meinen vier günstigen Beraterinnen meinen Dank und fasse also zusammen: Wir haben in der archaischen Kunst ein wirkliches, echtes, wahrhaftiges Ringen uneingeschränkter Künstlerpersönlichkeiten vor uns. Das Vollendete ist fertig und verliert allen Reiz. So wirkt ein Kind den Turm, den es mit allem Eifer fertig gebaut hat, wieder um, weil er jetzt reizlos geworden ist. Wir denken an Lessings Worte: Wenn Gott mir in der Rechten die vollendete Wahrheit, in der Linken das unendliche Streben nach der Wahrheit darböte, ich fielen ihm in die Linke, denn die Vollendung, Vater, ist nur für dich allein. Wir aber sind in der Zeit lebende Menschen und die Zeit duldet keine Vollendung, sondern ist würdiger erfüllt eben nur durch das immerwährende Ringen um die Vollendung.

Karl Förger / Denkwürdige Stätten zu Gengenbach.

An einem grauen Nebeltage die Kinzigtalstraße von Dilsbach her gegen Gengenbach wandernd, bog ich kurz vor dem Städtchen links ab und betrat den Friedhof. Ein einfach gehaltenes Steinkreuz aus dem Jahre 1704 und ein Brunnen mit muschelförmigem Becken flankierten dessen Eingang.

Ein grünüberwuchertes Seitenwegchen führte mich rasch zu zwei schweren Eichenholzkreuzen, die an der Kirchhofsmauer lehnten. Versonnen las ich die Inschrift:

Hier ruhen
die Großeltern
des Dichters Viktor von Scheffel,
Magnus Scheffel,
letzter Oberschaffner
der ehemaligen Reichsabtei dahier,
geboren den 6. September 1752,
gestorben den 25. September 1832.

Johanna Lauble,
Gattin des Oberschaffners Scheffel,
geboren den 11. Juli 1769,
gestorben den 24. Juni 1828.

Sie ruhen in Frieden!

Ich stand vor den Gräbern der Großeltern unseres badischen Dichters Joseph Viktor v. Scheffel.

Magnus Scheffel kam um das Jahr 1790 als Oberschaffner an die damalige Benediktinerabtei Gengenbach. Vor der endgültigen Wahl versammelte der Fürstbischof von Speyer alle Bewerber zu einem Mahle im Speisesaal der Abtei. Beim Auftragen der Speisen hatte nun einer der Laienbrüder das Mißgeschick, daß er an der Stuhllehne hängen blieb und die Fischweise dem hohen Kirchenfürsten in den Schoß leerte. Entsetzt starrten alle Gäste auf den Uebeltäter, nur Magnus Scheffel strich geruhig seinen Bart:

„Mir ist auf meiner Lebensfahrt wohl schon allerlei vorgefetzt worden, aber einen Prälaten in Forellensauce habe ich doch noch nicht gesehen.“

Die schlagfertige Antwort machte solchen Eindruck auf den Fürstbischof, daß er Magnus Scheffel allen anderen Bewerbern vorzog und ihn dem Abte als Oberschaffner empfahl. Nach Aufhebung der Abtei blieb Magnus Scheffel zu Gengenbach und bezog einen traulichen Fachwerkbau in einem Seitengäßchen beim Marktplatz, das Gengenbacher Scheffelhaus.

Als später der Studiosus Joseph Viktor von Scheffel auf Minnesfahrten zu seinem „holden Schwarzwaldblieb“ Emma Heim in der Harmersbacher Apotheke das Kinzigthal durchzog, raufte er wohl manchmal auf dem Gengenbacher Berge und schaute herab auf die altersgrauen Türme und Wälle des Städtchens. Die Vorliebe Scheffels für Darstellungen klösterlichen Lebens, wie sie im Effehard, aber auch in kleineren Arbeiten, wie der Maulbronner Fuge, stets wieder zum Ausdruck kam, mag aus diesen klösterlichen Jugenderinnerungen bedingt worden sein. In sinniger Heimatverbundenheit und berechtigtem Bürgerstolz gab die Alt-Gengenbacher Familie Schimpf ihrem gemüthlichen Weinausschank im „Schwarzen Adler“ den Namen Scheffelstube.

Von den Scheffelgräbern absehend, gewahrte ich eine Reihe von gleichen weißen Kreuzen. Sie bezeichnen die Ruhestätten der Schwestern des Gengenbacher Mutterhauses. Ich dachte daran, wie manche Künstlerin dort ungenannt ruht, ist doch mit dem Mutterhaus eine Paramenten-Anstalt verbunden, aus der alljährlich eine beträchtliche Zahl wertvoller Stickereien zu kirchlicher und weltlicher Feier in deutsches Land versandt werden. Alle diese Arbeiten werden mit schlichter Selbstverständlichkeit und anspruchsloser Pflichterfüllung gefertigt. Kein Namenszug kündigt den Namen der Stickerin, und der Beurteiler steht der Frage nach den Entwerferinnen zunächst ratlos gegenüber. Solche bescheidene Zurückhaltung berührt doppelt wohlthuend in einer Zeit, in der Halbblüher und Phantasten ihr Lichtlein auf hohem Berge aufstellen und seinen kümmerlichen Flimmerschein für hellen Sonnenbrand halten.

An der wetterfesten Friedhofkirche vorbei, die um 1452 an der Stelle einer altfränkischen Holzkapelle errichtet und dem heiligen Martin geweiht wurde, gelangte ich zum Grabe des letzten Gengenbacher Abtes, Benedikt Maria Schwörer. Von dort tauchte zwischen dem Kreuzgewirre ein seltsames Grabmal auf. Ueber würfelförmigem Unterbau erhob sich eine vierseitige Pyramide. Viktor Kreh, der Erbauer des Gengenbacher Rathauses, hatte wohl selbst diesen eigenartigen Grabstein für seine letzte Ruhestätte entworfen. Wer je von der Hauptstraße her gegen das Gengenbacher Rathaus schritt, war erstaunt über das hohe Maß von Raumeinführung und Raumausnutzung, welches Viktor Kreh besaß, galt es doch, den Bau nachträglich in ein Viereck einzufügen, welches von schon bestehenden Bürgerhäusern und der Klostergrenzmauer gebildet wurde.

Margarete Wirnser / Der Gottestrost von Flehingen.

Ein düsterer Himmel hängt über den deutschen Landen. Schon bald zwanzig Jahre wüthet darinnen der Krieg. Ein Geschlecht wächst heran, das den Frieden und die Ruhe nicht kennt. Und wie die Wölfe nachts vor den Dörfern heulen, schreit das deutsche Volk zum unglückverhangenen Himmel empor.

Die Nördlinger Schlacht ist geschlagen. Ueber die schwäbischen Berge, den Stromberg entland und in die Täler des Kraichgaus hinein dringt die Kunde davon. Sie ist nichts als neue Angst vor den Plünderungen der kaiserlichen Soldaten und den Schandtaten der Schweden.

In Flehingen, dem einst so stolzen Dorfe im östlichen Kraichgau, brühet der Jammer. Den wilden Kriegshorden liegt es offen zum Raube. Zu wüsten Brandstätten machten sie die stattlichen Höfe. Klagenbe Trümmerhaufen liegen in wildem Durcheinander, dazwischen hausen in halbzerstörten Wohnungen trostlose Menschen.

Leise wimmernd klagt die einzige Glocke der Flehinger Kirche über das stille Dorf. Sie entbietet die wenigen Einwohner zu einer Hochzeit. Dürre, halbverhungerte Gestalten kommen gebückt aus den Häusern. Der Hunger schaut ihnen aus den hohlen Gesichtern und mit ängstlichen Schritten gehen sie der Kirche zu. In der hohen, einst so schönen Halle, die Spuren jahrelanger

Vor dem Rathaus plätschert der Schwedenbrunnen aus vier Röhren in ein achteckiges Becken. Der Ritter auf dem Brunnenfod entspricht hier wohl den Rosandstandbildern in nordischen Städten. Er ist das Sinnbild des Stadtrechts und der Marktgerechtigkeit seiner Gemeinde. Der Volksmund dichtete den Ritter jedoch in einen Schweden um, dessen lange Beine an die eilige Flucht des Schwedentrupps nach der zweiten Belagerung der Reichsstadt im Dreißigjährigen Kriege erinnern sollen. Derartig entwickelte Gehwerkzeuge mögen immerhin bei solch eiligen Ausläufen von Vorteil sein.

Wenige Schritte westlich des Brunnens steht im Schatten des mächtigen Niklasturmes das Geburtshaus des Schwarzwaldbärgers Carl Feumann. Als Sohn schlichter Werkleute wurde Carl Feumann, der Bertoner des Schwarzwälder Heimatliedes „O Schwarzwald, o Heimat“ am 29. April 1839 zu Gengenbach geboren. Nach Besuch der Volksschule seines Geburtsortes kam er an die Offenburger Lateinschule. Schon früh zeigte sich seine Neigung zur Musik. Als eines Morgens ein Dragonerregiment mit klingendem Spiele durch Offenburg ritt, vergaß der kleine Lateinschüler Schule und Grammatik und rannte der Musik blindlings nach. Sechszwanzigjährig wurde Feumann bereits Chorleiter zu Freiburg. Für seine hervorragenden Dirigententätigkeiten zeugt die Tatsache, daß er Pfingsten 1870 zum Festdirigenten des ersten badischen Sängerbundesfestes in Freiburg gewählt wurde. Vom Mai 1878 an war er bis zu seiner Erkrankung Chorleiter der Mannheimer Liedertafel. Neben seiner aufreibenden Vereinstätigkeit war er unermüdet beschäftigt mit der Ausarbeitung eigener Lieder und Chöre. Im Jahre 1887 zwang ihn ein Nervenzusammenbruch, in Illenau Heilung zu suchen. Aber schon hatte er seinem Körper zu viel zugemutet. Nach schritt die Auflösung seiner geistigen und körperlichen Kräfte voran, und am 13. Dezember 1889 bewahrte ihn ein sanfter Tod vor längerem Siechtum. Seine Mannheimer Sänger ließen ihn auf ihre Kosten nach dem Mannheimer Friedhof überführen und errichteten auf seinem Grabe am 14. Juni 1891 ein schlichtes Gedächtnismal. Viele von Feumanns Vertonungen sind mit Unrecht rascher Vergessenheit anheimgefallen, sie besitzen auch heute noch genug ursprüngliche Frische, die ihre Wiedererweckung rechtfertigt.

Am Ausgange des Friedhofes hielt ich noch kurz an. Moosüberwachsen fand ich ein seltenes Wahrzeichen Gengenbacher Reichsfreiheit, den Grabstein des Scharfrichters Johannes Ritter. Mühsam entzifferte ich die verwitterte Inschrift:

Hier unten in dem Grab
da liegt, was ich geliebet hab,
mein Hoffnung, Trost und Leben,
wo Gott mir hat zur Hilf gegeben
liegt jekund in der Erden,
kann meiner auch nicht mehr werden.
Zum Zeichen meiner Treu
setz ich das Kreuz herbei.

Gott wolle die Ruhe ihm geben und auch das ewig Leben.

Ammen.

Den 27. Brachmonath ist gottselig entschlafen der
Chrsame Johannes Ritter,
gewester Scharfrichter zu Gengenbach,
1767.

Der Himmel hatte sich inzwischen aufgehellt, und über die Spitze des Niklasturmes huschte ein Blinken der scheidenden Sonne. Ich wandte mich zum Städtchen und empfand dankbar, daß nicht jeder Friedhofbesuch niederdrückend wirken muß, daß er vielmehr zu einer Stunde innerer Erhebung und heller Zukunftschau werden kann.

Der Gottestrost von Flehingen.

Verwahrlosung zeigt, erhebt die Orgel ihre fast eingetrocknete Stimme seit langer Zeit zum ersten Male wieder. Lorenz Vohrer, der Kantor von Flehingen, ist schon lange siechen Leibes gestorben und Johannes Walter, sein Nachfolger im Amt, hat gar zu lange auf sich warten lassen. Nun bahnt sich der zaghafte Orgelklang nur langsam Bahn und kann die schwachen Stimmen der Hochzeitsgäste nicht mitreißen. Ein junges Paar steht vor dem Altar, den kurzen Segen zu empfangen für ein trostloses, vielleicht langes Leben. Die Braut, die weder Kranz noch Schleier trägt, denn beides paßt nicht zu ihres Herzens bangen Sorgen, ist blaß wie die Kirchenwand. Vater und Mutter hat die Pest dahingerafft, und auch ihr junges Leben wird dem Würgegel bald verfallen sein. Ein Bittern geht über sie hin, als die Orgel schweigt.

Aus der Sakristei tritt eine hünenhafte Gestalt. Hochwändig das Gesicht, überschlanke Glieder und Hände. Die Augen von durchdringender Klarheit und von zwingender Gewalt der Blick. Der Gang stolz und tröstlich zugleich, der Schritt zum Altar ein liebendes Helfen. Der Blick, der sich jetzt auf das junge Paar richtet, ist nur Güte und Kraft.

Das junge Weib blickt auf und weiß: Er ist da, der Gottestrost von Flehingen. Pfarrer Georg Kalb, der Kriegsheiland, der nun schon zwanzig Jahre lang sein Flehingen auf betenden

Händen über den gräßlichsten Abgrund trägt! Der es in starken Armen hält, damit es vor Jammer nicht erstirbe.

Und mit heißhungrigem Herzen trinkt sie die wenigen Segensworte in sich ein, die der Geistliche spricht. Der Tod grüßt durch die Fenster und Pfarrer Georg Kalb sieht ihn und redet darum nicht viel. Aber seine Worte sind Himmelstrost und wehren der Verzweiflung. Auch jetzt, wo mitten in die Zeremonie ein Bote hereinstürzt mit dem Ruf: „Wehe, die Schweden kommen von Derdingen her!“

Pfarrer Kalb führt das zitternde Paar ruhig zur Kirchentür und spricht zu den Jammernden:

„Mühtet euch schnell, wir gehen ins Exilium nach Gochsheim.“

*

Der Torwärtel am Rattor zu Gochsheim blickt angestrengt durch den Zugaus nach Osten und brummt dann durch den grauen Bart: „Narr mich St. Veit, aber bei der Hagenmühle rührt sich was. Weiß Gott, es sind die Flehinger schon wieder.“

„Heut bleiben sie draußen, das Tor bleibt zu,“ erwidert Wast, der Heiligenpfleger, sein Eidam.

„Schweig, sie sind eh übel genug dran, so immer auf der Flucht vor den Kriegsvölkern. Lauf zum Amtmann, Wast, und hol Ratz, was zu tun sei.“

Es pocht laut ans Tor mit Jammern und Wehklagen. Der Wärtel zögert. Der Amtmann selber zwingt ihm die Schlüssel in die richtigen Finger.

„Daß wir all noch versterben,“ brummt er, „die hungrigen Wölfe haben all die Pest im Leibe. Haltet den Atem ein, Leut, wenn sie passieren.“

In langem, traurigem Zug wanken die Flehinger durchs gastliche Tor. Wie oft schon nahm dieses Tor sie auf! Der Amtmann sieht dumpf brütend dem Einzug zu. Ein Unstimm ist es und strafbares Unrecht, diese Menschen mit den verpesteten Leibern ins vollgepferchte Städtlein aufzunehmen, dem ohnehin seine Mauern wie ein zu enger Gürtel aufsitzen. Der Friedhof ist gepreßt voll von Gräbern, die sich über Pestkranken schlossen! Und das Futter ist auch in Gochsheim knapp und mager. Aber er kann doch die armen Flehinger nicht auf der Straße umkommen lassen wie die Hunde. Es geht fast über die Kraft, und er kann die Verantwortung nicht tragen.

Langsam vertieft sich der Zug in die Häuser zu Verwandten, Freunden und Bekannten. Der grinsende Tod geht hinterdrein und zeichnet die Häuser mit blutigen Kreuzen. Das Stadttor aber schließt sich harmlos hinter den Vermitteln und hallende Schüsse fallen aus der Feste Gochsheim auf die Verfolger, die den Flüchtlingen beutegierig auf den Fersen gefolgt waren.

*

Pfarrer Georg Kalb, der Gottestrost von Flehingen, steigt langsam den Berg empor zum Gochsheimer Pfarrhaus, wo er im Exil sein freundliches Kämmerlein hat. Der Pfarrherr von Gochsheim bewillkommnet den leidgeprüften Amtsbruder herzlich. Er bringt ihm den letzten Gruß seiner beiden Töchter, die, vom Hungertyphus wegeseigt, im Kirchhof zu Flehingen ruhen. Die Mutter, die vom Leid niedergebeugte, ist von ihrem Bruder ins Oberland geholt worden samt den zwei übrigen Kindern.

Die beiden Hirten teilen ein karges Mahl. Es fehlt in Küche und Keller alles, denn Feld und Weinberg können kaum bestellt werden.

Pfarrer Kalb eilt früh hinaus in sein Kämmerlein, das, die Fenster nach Osten, dem Heimatdorf zugekehrt, sein liebster Aufenthalt ist.

Er setzt sich am offenen Fenster nieder und fühlt erst jetzt, wie elend er ist. Drüben am Rathaus verkündet eben der Amtsbienner einen Befehl des Amtmanns. Aus dem Gespräch der Leute

unter seinem Fenster vernimmt er, daß es bei Strafe verboten ist, die Stadttore ohne besondere Erlaubnis zu verlassen, da höchste Feindsgefahr besteht.

Pfarrer Kalbs Blick schweift hinüber, wo die Silhouette von Flehingen sich vom abendlichen Himmel und den dunkeln Flügen des Stromberges lieblich abhebt.

Plötzlich zuckt er zusammen. Seine Gestalt strafft sich, der Blick wird weit. Eine Feuergerbe steigt drüben lobend zum Himmel. Sie ist so hoch, daß es gar nichts anderes sein kann als seine Kirche, die da brennt. In zuckenden Stößen schlägt sich die Lohe zum Himmel empor.

Pfarrer Kalb sinkt in die Knie wie eine Eiche, die der Sturm fällt. Ein trockenes Schluchzen kommt aus seiner Brust, und zum ersten Male seit zwanzig banger Jahren weint der Gottestrost von Flehingen.

*

Im Amtshaus zu Gochsheim wettert laut die erregte Stimme des Amtmanns. Der Amtsbienner rennt die Treppe herunter, als ob das Städtlein brenne. In den Gassen stehen gruppenweise die Leute und reden aufeinander ein. Alles ist in größter Erregung.

Schreckliches hat sich ereignet. Zwei Flehinger Flüchtlinge, die gegen das Verbot des Amtmanns das Städtlein verließen, sind von den Kaiserlichen auf gräßlichste Weise ermordet worden. Klaus Steigheins, der Heiligenpfleger, war in seinen nahen Weinberg geeilt, um ein wenig zu schneiden. Ein Reiter, der andern Tages nach ihm ausgeschickt wurde, fand ihn, in fünf Teile zerhackt, inmitten seiner Reben.

Ein anderer Flehinger Bürger, der in der Hagenmühle ein Häselein holen wollte, war von den auf den Wegen herumlungern- den Feinden erschossen worden. Im Dunkel der Nacht rüstet sich eine kleine Eskorte, wohlbewaffnete Gochsheimer Reiter, die mit Pfarrer Kalb die Reichname nach dem Flehinger Kirchhof schaffen. Grausig ist der Weg, und die Gefahr lauert hinter jedem Busch. Aber der Gottestrost von Flehingen birgt seine heimgegangenen Schäflein sicher in der heimatlichen Erde.

*

Im Flehinger Kirchhof blüht wieder der Jasmin. In wilden Hecken fällt er über die halbzerstörten Mauern, von keiner sorgenden Hand beschnitten, wie weißer Mairegen. Stromberg und Württemberger Land liegen im Nachmittagschein und eine Totenstille brütet über dem Dorf in Trümmern. Die kleine Trauergemeinde steht um ein offenes Grab. Niemand weint, keiner traut sich in Klagen zu äußern. Von irgend einem Siebel wimmert ein zages Glöcklein, das sich vor der Feinde Wut ver- strecken konnte und nun jammervoll sein Stimmchen erhebt. Alle Augen hängen brennend an Pfarrer Kalbe, der heute sein letztes Glück, sein Weib und seine zwei Kinder, der Erde zurückgibt. Der Pfarrer von Bretten spricht leise den Segen. Fast will ihm die Stimme verjagen vor so viel Herzeleid. Neben ihm steht hoch- aufgerichtet der Gottestrost von Flehingen. Noch einmal blickt er in die Grube, die sein Liebste aufgenommen und ihn einsam macht für alle Zeiten, dann hebt er den sieghaften Blick zu seinen Flehinger Freunden, die leidgeprüft sind wie er.

Trost und Hoffnung geht von diesem Blick aus. Und wie sie ihm jetzt in tiefem Mitleiden die Hände reichen, strömt ihnen aus seinem Wesen neue Kraft. Und während sie Blumen auf die Särge fallen lassen, wissen die Flehinger, daß Pfarrer Kalb heute wohl aufgehört hat, glücklich zu sein, daß er aber der Helfer bleiben wird bis an sein Ende.

Hinter Pfarrgarten und Wald senkt sich ein herrlicher Abend über das Land. Pfarrer Kalb geht langsamem Schrittes in seine Einsamkeit zurück, leise Ahnung im Herzen, daß von seinem heutigen Leidtage an eine bessere Zeit für seine Flehinger anbreche.

Margarete Wittmers / Die Sterne.

Frühling ist es, und die Sterne blüh'n
Süß, wie sich die Blicke junger Liebe
Durch der Wimpern dunklen Vorhang stehen,
In dem fahlen, knospenden Gezweig.

Doch in Sommernächten hängen sie
Dichtgedrängt wie goldne Trauben nieder,
Die in dunkelblauen Lauben reifen,
Schwer vom tiefen Traum der Ewigkeit.

Stil sind sie im Herbst und göttlich streng;
Doch um ihre keusche Kühle wehet
Lechler Hauch der Sehnsucht, Duft der Liebe,
Und durch Tränen lächelt feucht ihr Glanz.

Denn nun brennt auch sie des Winters Fluch,
Daß sie starr und nur noch angstvoll zitternd,
Gleich versprengten, eifgen Silbertropfen
Einsam trauern in der leeren Welt.